

Ein prächtiger Waldgürtel umgrenzt das Wartburgtäli

Autor(en): **Moor, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **38 (1980)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein prächtiger Waldgürtel umgrenzt das Wartburgtäli

Wald

Der Wald erfreut den Menschen seit frühester Zeit. Er war Jagdgrund, Spender von Früchten und lieferte Holz. Die neuere Forschung erkennt überdies, dass er staubfilternd und schalldämpfend ist und bei Gewittern und der Schneeschmelze den Wasserabzug verzögert. In leichtem Masse vermag er auch die klimatischen Verhältnisse günstig zu beeinflussen. Wald ist Zufluchtsstätte vor dem Lärm und gewährt wohltuende Ruhe. Der Mensch liebt sommers seine Kühle, winters die verhältnismässige Wärme, die reine und gesunde Luft, ohne Zweifel auch den Wechsel von Licht und Schatten. Seine Stille weckt das Gefühl von Schutz und Geborgenheit. Alles Laute, Ruhelose und Störende ist in die Ferne gerückt. Er erlebt innere Freiheit, Wohlbefinden und Loslösung vom Druck streng abgemessener Zeit. Der Mensch wird gepackt vom Geheimnisvollen, vom Weben und Walten in der Natur. Das tiefe Erlebnis drängt zur Ehrfurcht vor allem Schöpferischen. Der Wald vermochte wohl zu allen Zeiten zu künstlerischer Darstellung und Gestaltung anzuregen.

Laubwald

Wir wandern auf der Fahrstrasse oder dem Waldpfad im Mühltäli in östlicher Richtung. Wo der Wald linkerhand endet, öffnet sich in seiner ganzen Schönheit das Wartburgtäli – eine sanfte Mulde –, und in deren Hintergrund erblicken wir drei stattliche Bauernhöfe, Wartburghöfe genannt. Das ganze Täli, eine stille Oase, wird von einem breiten, hier aufsteigenden, dort abfallenden herrlichen Waldkranz umschlossen, von dem jetzt die Rede sein soll. Dem Beobachter entgeht es nicht, dass ab und zu auch eine Rottanne oder Föhre in das Laubholz eingestreut ist, dass gegen Osten hin sogar ein ansehnlicher Fichtenbestand sich ausbreitet und im oberen Mühltäli, auf zerklüftetem Felsgrund, stattliche Eiben stehen. Wir grei-

fen aus der Vielfalt eine Handvoll Baumcharaktere heraus. Da wäre die Birke. Sie ist ein Geschenk des Nordens und zählt wie etwa die Elsbeere eher zu den Seltenheiten. Schattigen Orten ist sie abhold. Sie trinkt das Licht. Die Sonne gehört zu ihr wie der graue Nebel zur Erle am Fluss, einer Verwandten. Das Sonnenhafte ihres Wesens drückt sich in der blendend weissen Rinde aus. Unsere Altvordern teilten den weissen Baum der Venus zu, der römischen Liebesgöttin. Sind die Birken Symbole des Weiblichen, so ist die Eiche mit ihrem trotzi- gen Astbau männlich. Johann Schröder schreibt in seinem Arzneibuch 1709: «Wunderbar ist's, dass der Birken Gebrauch die durch den Eichbaum ver- richteten Zaubereien hintertreibt und heilt.»

Die Eiche ist seit Urzeiten Sinnbild von Kraft und Stärke. In unseren Gegenden sind die Stieleiche oder Sommereiche und die Traubeneiche, auch Winter- eiche oder Steineiche genannt, heimisch. Die Früchte der Sommereiche hängen an einem langen Stiel – der Kindermund spricht von «Tabakpfeifchen» –, jene der Winter- eiche sind zu Trauben vereinigt, zu «Höckern». Die exotische Rot- eiche, aus Nordamerika stammend, flammt im Herbst mit leuchtend roten Blättern gelegentlich auf. Sie kommt sich im Wald verloren vor und ist eher Park- und Zierbaum. Die Eiche ist im Reich der Mythologie verewigt. Ein Kranz von Sagen und Bräuchen rankt sich um den «heiligen» Baum. Bei den Griechen war die Eiche Zeus, dem höch- sten Gott, bei den Römern Jupiter und bei den Germanen Donar, also den hohen und höchsten Göttern, geweiht. Die Eichen galten im Altertum als Hexenbäume, in deren Nähe es nachts nicht geheuer war. Das dürre Laub vertrieb Hexen und Dämonen. In Eichen- hainen feierten die Germanen ihre Got- tesdienste. Ein schweizerisches Ortslexi- kon führt 63 Namen auf, die mit dem Wort Eiche zusammenhängen – ein Be- weis dafür, dass diese Baumart vorab früher stark verbreitet war; sie spielte eine bedeutende Rolle als Lieferant von

Bauholz und als Mastfutter für Schwei- ne.

Zu unseren bekanntesten und prächtig- sten Bäumen zählt die Linde. Die Bota- nik unterscheidet die Sommer- oder Grossblättrige Linde und die Winter- oder Steinlinde. Ein Merkmal der Som- merlinde sind die grossflächigen, wei- chen Blätter, der Winterlinde das klei- nere, derbere Blattwerk. Mächtiger als im Wald entfaltet die Linde ihre Krone auf Anhöhen und Weidkuppen, als Zierbaum in Parkanlagen, bei Kapellen und Kirchen, vor Gasthäusern und auf Dorfplätzen. Dem lieblichen Baum be- gegnen wir von alters her im Volksglau- ben und in der Poesie. Die Minnesänger, Walther von der Vogelweide, Parzival, Hans Sachs u. a. verherrlichten ihn als Baum des Friedens, der Erinnerung und der frohen Ereignisse im Leben des Men- schen. Während unter der kraftstrotzen- den Eiche Gericht gehalten wurde, fand in Norwegen unter der duftenden Linde der «Mädchenmarkt» statt. Das Linden- blatt war das Zeichen freien Grundbesitzes, die Eiche dagegen wies in der Wap- penkunde auf den Stand des besitzlosen Knechtes hin. Zu Ehren berühmter Dichter gibt es zum Beispiel in Stuttgart die Umlandlinde und in Weimar die Goethelinde. Angeblich vermag der Baum ein Alter bis zu tausend Jahren zu erreichen. Manch ein Wanderer erinnert sich im Sommerduft der Linde des zar- ten, träumerischen Liedes «Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Linden- baum...»

Im Bund der Nadelhölzer treffen wir die Lärche, die die goldgelben Nadeln im Herbst abstösst, den hübschen kleinen Fruchtzapfen in der Krone aber mehrere Jahre Gastrecht gewährt, die Rottanne, ein Flachwurzler, der raschwüchsig zum Licht strebt, nicht selten harten Stürmen zum Opfer fällt und manchen Menschen ihres schattendüsteren Wesens wegen Bängen verursacht, die Föhre (Kiefer, Dähle), die schnurgerade mächtig auf- steigt, als wollte sie den Himmel stür- men, eine Krone trägt wie der Horst eines Riesenvogels und nie fällt, weil das Wurzelwerk tief in den Erdgrund greift



und letztlich die Eibe, die sich aber als Zierbaum in Hausgärten und Anlagen besser gefällt. Man bewundert ihre scharlachroten, fleischigen Scheinbeeren («Schnuderbeeri»), die jene giftigen Kerne enthalten, welche früher an Gartenhecken den naschenden Milchwagenpferden zum Verhängnis werden konnten.

In dem Waldgürtel, der fast ausschliesslich von Laubhölzern bestanden ist, wo Licht und Helle vorherrschen, entfaltet sich auch eine hübsche Blumenwelt. Es darf da kein Übermass an Blumenwundern erwartet werden, aber einige Schönheiten seien doch erwähnt. Es geht im grossen und ganzen um jene Blumen, die man üblicherweise allenthalben im schweizerischen Mittelland zu Gesicht bekommt. Es sind solche, die vom Vorfrühling bis in den Spätherbst hinein das Auge des Wanderers zu er-

Wartburgtäli

freuen vermögen: Sternhyazinthe, Lorchensporn, Bärenlauch, Feigwurz (Scharbockskraut), Lungenkraut, Immenblatt, Zahnwurz, Stinkende Niesswurz, Immergrün, Frühlings-, Platterbse, Einbeere, Salomonssiegel, Kuckucksorchis, Hainfelberich, Hexenkraut, Waldziest (Stachys), Akelei, Goldwurz, Schwalbwurz, Wald- Geissblatt, Purpurroter Hasenlattich u. a. Und nun haben wir es noch mit «nobleren», besonders originellen pflanzlichen Herrschaften zu tun. Da wäre der Seidelbast (Ziland) zu erwähnen, ein Frühblüher. Wer ihn genau betrachtet, bemerkt, dass er weder eine charakteristische Strauch- noch Blumenform aufweist, also ein

Seidelbast



*Tollkirsche*

Zwischending ist, weshalb er als Halbstrauch bezeichnet wird. Die unter Naturschutz stehende giftige Pflanze, deren helle bis tiefdunkle Blüten in auffällig schönen Schnüren aufgereiht sind, künden jeweils vom kommenden Frühling.

Von königlicher, aber verführerischer Schönheit ist die Tollkirsche. Am grossblättrigen Strauch treten im frühen Sommer kaffeebraune, glockige Blüten von grösstem Liebreiz zutage. Im Herbst ist die Pflanze, die sich mit Vorliebe an frischen Schlagstellen ansiedelt, mit schwarzglänzenden, kirschenähnlichen, sehr giftigen Beeren behangen. Sieben Früchte sollen ein Kind in grösste Todesgefahr versetzen. Das Gift Atropin leistet der Augenheilkunde beste Dienste. Schon die Römerinnen sollen es um der Schönheit willen in die Augen geträufelt haben, weil es die Pupillen vergrössert.

Zwei Sonderlinge dürfen nicht unerwähnt bleiben: Nestwurz und Schuppenwurz. Die Nestwurz hat ihre hohe Zeit im Mai und Heumonats. Die Blütentraube duftet nach Honig, wodurch das kleine Insektenvolk als Bestäuber angelockt wird. Die niedliche Pflanze

*Nestwurz*

verfügt nicht über Blattgrün. Sie ist gezwungen, ihre Nahrung anderweitig zu beschaffen. Die Natur versagt nicht. Mit Hilfe eines die Wurzeln umspinnenden Pilzgeflechtes entzieht sie die notwendigen Nährstoffe dem modernen Laub des Waldbodens. Sie lebt indessen nicht, wie etwa die Sommerwurz, parasitär auf Kosten einer andern Pflanze, sondern in Symbiose. Die Nestwurz, eine Orchidee, liefert das Wasser und der Pilz die aufbereitenden Humusstoffe.

Die Schuppenwurz zählt zu den bizarrsten Pflanzen im noch winterkahlen Laubwald. Ihr fehlt jegliches Grün, und so haben wir es mit einem waschechten Schmarotzer zu tun, der die Nahrung aus Baumwurzeln raubt. Er befällt vorallem die Buche, Pappel, Erle und Hasel. Zarte Würzelchen umschliessen eine lebende Nährwurzel (Wirtswurzel) mit einem dichten, schwer entwirrbaren Wurzelfilz. Wiederum fadendünne Würzelchen, Haustorien genannt, bohren sich förmlich in die Saftbahn ein und bedienen sich der Aufbaustoffe.

In den letzten Tagen des Heumonates entfaltet auf hochauferichtetem Stengel die Türkenbundlilie ihr vornehmes Blütenkleid. Damit die Pracht des Blü-

*Purpurorchis*

tenstandes andauert, öffnet sie bloss so jeden zweiten Tag eine neue Einzelblüte. Die eigenartig schöne Blume war schon im Altertum unter dem Namen Eisenhyazinthe bekannt. Der römische Dichter Ovid berichtet, wie Juno, die höchste römische Himmelsgöttin, durch Berührung dieser Pflanze den Eisengott (Kriegsgott) Mars erzeugt habe, und seither trage sie den Namen Marserzeuger oder Martagon. Darum wissenschaftlicher Name = *Lilium martagon*. Die volle Blüte zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit einem türkischen Turban. Ihre dickfleischigen Blütenblätter sind stark zurückgerollt, so dass die feimbeweglichen Staubbeutel und der Griffel sichtbar weit aus der Blüte herausragen. Die Blüten nicken erdwärts, wohl der ungemein saftschweren Perigonblätter wegen. Diese sind sonderbar trübrosa und mit purpurnen Punkten malerisch gefleckt. Nur freischwebende Schmetterlinge und langrüsslige Schwärmer vermögen sich am Blütensaft gütlich zu tun. Der nachts kräftige, süssliche und strömende Blütenduft lockt Falter an. Die Pflanze hat in der Alchimie eine wesentliche Rolle gespielt. In der goldgelben Farbe der schuppigen Zwiebel



Frauenschuh

wurde die Kraft gewittert, unedle Metalle in Gold zu verwandeln. «Die Alchimisten machen grosses Geschrey von diesem Kraut. Dann sie vermeynen/es habe die krafft/ die Metalle zu verändern» (18. Jahrh.). So hat sich auch der Name Goldwurz erhalten. Das Gewächs hat ebenfalls dem Aberglauben Vorschub geleistet. Die Wurzel, ein wenig gekocht und in einem Tüchlein getragen, heilte die Melancholie. Trug man die Wurzel bei sich, so schützte sie vor aller Teufelei.

Die Purpurorchis, sagt ein bekanntes botanisches Werk, sei die schönste unserer einheimischen Orchideenarten. Ich würde in den Kreis der Schönen auch die Ophrisarten einbeziehen: Mücken-, Bienen-, Spinnen- und Hummelorchis. Aber sie ist ein pflanzliches Wunder. Auf dem kantigen Stengel thront eine kegelförmig zugespitzte Blütenähre. Die Einzelblüten sind dunkelpurpurn überhaucht. In ihrem Innern fällt eine seltsam zarte Zeichnung auf, wie es beim Waldziest der Fall ist. Nicht minder reizend nehmen sich auch die breitflächigen Laubblätter aus, auf denen ein feuchter Glanz spielt. Alles in allem: ein Kleinod im lichthellen Laubwald.

Beim Frauenschuh muss man den Farbendreiklang der Blüte gesehen haben: Die saftiggrünen Laubblätter, die sattpurpurnen Blütenblätter und die schuhartig aufgeblasene schwefelglänzende Lippe. Je nach der Gegend des Vorkommens sind auch die Namen Marienschuh, Pantoffelblume, Muttergotteschühlein, Kuckucks- oder Pfingstblume bekannt. Der geöffnete «Schuh» ist das blendendste und interessanteste Gebilde der Blume. Der Rand der Öffnung ist nach innen umgestülpt, und die innenseitigen Wände sind derart steil und glatt, dass der Schuh für kleine Insekten und Käfer zur erbarmungslosen Kessel- oder Mörderfalle wird. Kräftige kleine Lebewesen finden zwei durchsichtige Stellen – die Fenster –, die zu der Narbe führen. Das Insekt, das hier durchkommt, ist gerettet und hat die Blüte bestäubt. Der Beobachter entdeckt aber ab und zu tote Insekten auf dem Grund der Lippe. Duft, Glanz und Speise sind die trügerischen Lockmittel. Der Frauenschuh lebt in Gemeinschaft mit gewissen Pilzen, die sich als lebensnotwendig erweisen. Darum bedeutet Ausgraben und Versetzen in Gärten für ihn langsames Siechtum und Absterben.

Hintere und Vordere Wartburg

Beide Wartburgen thronen auf der Kuppe des Säliwaldes. Die Hintere Wartburg, die kurz vor dem Jahre 1200 erbaut wurde, liegt im Banngebiet des aargauischen Dorfes Oftringen, während die Vordere Wartburg zur Gemeinde Starrkirch-Wil gehört. Ruine und Sälschlössli sind Eigentum der Bürgergemeinde Olten. 1415 wurden beide Burgen durch die Berner zerstört. In kleinem Umfang wurde die Vordere Wartburg wieder aufgebaut. Sie diente als Wohnung, während Stall und Scheune auf einem ebenen Stück Land östlich unter der Ruine standen, wo sich auch ein Sodbrunnen befand, der für die landwirtschaftliche Nutzung und den beachtlichen Viehbestand nötig war. Die Bewohner der Burg lebten von der Viehzucht, dem Acker- und Feldbau. Die Ruine Alt-Wartburg wurde 1966/67 durch Dr. Werner Meyer, Professor der Universität Basel, wissenschaftlich untersucht. Von den zahlreichen Fundgegenständen, die im Historischen Museum von Olten aufbewahrt werden, seien hier einige erwähnt: Ofenkacheln, Lanzen, Dolche, Hufeisen, Schlösser, Ketten, Treicheln, Zinnkannen, Münzen, Schnallen.

Der Name Sälschlössli steht im Zusammenhang mit der Hochwächter-Familie Säli, die das Hochwächteramt von 1547–1776 bekleidete. Der jeweilige Wächter war verpflichtet, bei Tag und Nacht das Solothurner und benachbarte Gebiet sorgfältig zu beobachten. Bis zu einer Entfernung von drei Wegstunden musste jede Feuersbrunst mit Signalen angekündigt werden, bei kürzeren Strecken mit Kanonenschüssen. Der Schadenort wurde mit dem Sprachrohr mitgeteilt. 1853 wurde die Hochwacht aufgegeben, und 1856 musste der letzte Feuerwächter die Burg verlassen.

Vom Wildpark im Mühletäli

Wer sich von Olten aus nach Starrkirch-Wil begibt und gleich am Dorfeingang

rechterhand abbiegt, gelangt ins Mühle-
täli. Eine Blockhütte im ersten Schat-
tengrund macht auf den Tierpark auf-
merksam. Sie dient den Tieren als Fut-
terplatz und Nachtlager und gewährt
ihnen sichern Schutz bei Unwettern. In-
itiant des Parkes war Albert Hänggi,
eine originelle, naturverbundene Ge-
stalt. Ansporn gab ihm der eigene kleine
Tierpark im Hardwald. 1951 wurde der
Tierparkverein gegründet. Erste Schwie-
rigkeiten verschiedener Art mussten
überwunden werden. Um- und Erweite-
rungsbauten wurden im Frondienst von
Vorstands- und Vereinsmitgliedern aus-
geführt. Es darf festgehalten werden,
dass ab und zu bis zu 1000 Stunden im
Jahr unentgeltlich Hand angelegt wur-
de. Die finanzielle Unterstützung des
Vereins durch Tierfreunde, Gönner aus
Industrie, Handel und Gewerbe, durch
die Einwohnergemeinden Olten und
Starrkirch-Wil gestatteten Verbesserun-
gen und den ständigen Ausbau der An-
lage. Für die Fütterung der Tiere und
Reinhaltung des stattlichen Areals sor-
gte stets ein Tierwart. Der Verein sah seine
Aufgabe von allem Anfang an in der
Hege und Pflege der Tiere. Dass er dieses
Ziel nie aus dem Auge verloren hat, be-
zeugt der gegenwärtige anschnliche Be-
stand an gesunden Parktieren. 21 Hir-
sche, 3 Waschbären, 2 Murmeltiere, 3
Mufflon-Schafe (europ. Wildschafe)
und 11 afrikanische Zwergziegen bevöl-
kern zurzeit die Anlage. Das Wohl-
fahrtswerk wird von jung und alt häufig
besucht und bewundert.

Vom Felsschutz «Mühleloch»

Der Oltner Archäologe Theodor
Schweizer stiess im «Mühleloch» auf
eine obere erste und zweite Kultur-
schicht mit einer Feuerstelle. Die Gra-
bungsfunde umfassten u. a. eine Pfeil-
spitze mit Dorn aus Feuerstein, Kera-
mik und Knochenfragmente von Edel-
hirsch, Ziege, Wildschwein und einen
menschlichen Schneidezahn. Um die
2000 Feuersteinwerkzeuge förderte er
ebenfalls zutage: Messer, Stichel, Fell-

kratzer, Bohrer usw. Die Feuerstelle von
100 Zentimetern Durchmesser war gut
erhalten. Es liessen sich Kohlen- und
Aschenüberreste feststellen, überdies
zwei stark verbrannte Sandsteinfeuer-
platten und ein Kalksteinblock als Sitz.
Wissenschaftlich genau konnten Kno-
chenüberreste vom Murmeltier, Ham-
ster, Rentier, Horntier und vom Birk-
hahn bestimmt werden.

Waldpfad in Starrkirch-Wil

Mitte Sommer 1979 fand eine kleine
Feier zur Eröffnung des Grütli-Wald-
pfades statt. Es ist ein Lehrpfad von 1700
m Länge. Er führt vom östlichen Mühle-
täli aus dem Südhang des Engelberges
entlang. Es besteht kein Zweifel dar-
über, dass das sinnvoll gestaltete Natur-
werk, das eine grosse Anzahl Blumen,
Sträucher und Bäume bezeichnet, so-
wohl der Schule als auch dem Natur-
freund gute Dienste leistet.

Wartburghöfe

Die drei Höfe liegen in einer kleinen,
inselhaften Talmulde sanft eingebettet.
Die landwirtschaftlich genutzte Boden-
fläche beträgt 26 Hektaren. Um die 200
Obstbäume in Hausnähe, zu lockeren
Hofstätten vereinigt, stehen in der leich-
ten Talsenke: Kirsch-, Apfel-, Birn-,
Zwetschgen- und Pflaumenbäume, und
Wiesen breiten sich grossflächig aus, da-
neben Ackerland in exakten geometri-
schen Formen mit Kartoffel-, Runkel-
rüben-, Weizen-, Korn-, Gersten-, Ha-
fer-, Mais- und Rapsfeldern.

Blumenzauber im Lenz

Der Frühling prangt im neuen Grün der
Wiesen, der Sommer im Goldglanz der
Getreidefelder und der Herbst in der
strahlenden Buntheit vergilbenden Lau-
bes. Hermann Hesse sagt irgendwo in
seinem Werk: «Jeder neue Frühling war
schöner als je zuvor.» Halten wir es auch

St.-Anna-Kapelle

so! In den lenzfrischen Wiesen des
Wartburgtälis leuchtet ein prächtiges
Farbenspiel auf: Das Weiss des buschig
zum Licht strebenden Kerbels, das flam-
mende Gelb des Löwenzahns und das
tiefe Blau des duftigen Schaumkrautes.
Und rundum hebt ein drängendes
Wachsen und Spriessen der ganzen blu-
migen Frühlingsherrlichkeit an, die
sommers abflaut und mit den Nebeln
des Herbstes endet. Wir greifen aus dem
bunten Wiesenblument Teppich einen
Strauss heraus: Ehrenpreis, Skabiose,
Wiesenglocke, Grosser Wiesenknopf,
Kuckucksnelke, Rote Lichtnelke, Tau-
benkropf (Klatschnelke), Nickendes
Leimkraut, Zauwicke, Bunte Kron-
wicke, Wucherblume, Bocksbart, Flok-
kenblume, Pippau, Salbei, Kriechender
Günsel, Gundermann, Brunelle, Augen-
trost, Labkräuter, Sauerampfer.

St.-Anna-Kapelle

Bei den «Unteren Wartburghöfen»
steht die altehrwürdige St.-Anna-Kapel-
le. Ihr genaues Alter ist unbekannt. Si-
cher ist, dass sie zum benachbarten unte-
ren Wartburghof gehörte, der von der
Vorderen Wartburg abhängig war. Der
kleine Bau mit dem schmucken Dach-
reiter ist auf den Grenzplänen des begin-
nenden 18. Jahrhunderts eingezeichnet.
Die Kapelle ist jedoch viel älter. Da sie
aber zu einem Hofe gehörte, also nicht
öffentlich war, fehlen urkundlich belegte
Altershinweise. Im 19. Jahrhundert
nahm das Bauwerk Schaden, zerfiel und
wurde bloss noch als Geräteschuppen
verwendet. Die ehemalige innere Aus-
stattung und der Dachreiter verschwanden
(Zeitungsbericht A.G.). Später liess
der Kultusverein Dulliken die Kapelle
restaurieren. Derzeit ist sie dicht in
Strauchwerk und Bäume gekleidet, fin-
det jedoch am bekannten Spazierweg
stets noch Beachtung. Das kleine Got-
teshaus soll gelegentlich bei Hochzeiten
und Erntedankfeiern benützt werden.



Mühlebächli, Weiher und Mühle

Bei den Unteren Wartburghöfen wird Quellwasser gefasst, das dann unterirdisch weiterfliesst und im Wiesland unvermutet als karges Rinnsal an die Oberfläche tritt. An den Ufern des Bachbettes – eher eines armselig schmalen Gräbchens – blühen zur guten Zeit das Sumpfwildweidenröschen, das Pfennigkraut, der Bachbungen-Ehrenpreis und die Wiesenspiestaude, etwas poetischer Mädelsüss genannt. Im östlichen Abschnitt des Mühletälis befand sich nach mündlicher Überlieferung ein Mühleweiher, in den das Waldbächlein einmündete. Spärliche Überreste einer Kalksteinmauer, die den ehemaligen Weiher umschloss, waren sichtbar. 1968 ereigneten

sich während eines starken Gewitters verheerende Überschwemmungen. Das Bachbett wurde unverzüglich instandgestellt. Damit verschwanden auch die letzten Zeugen des einstigen Mühleweihers, der die Wasserkraft für die Mühle geliefert hatte, deren Standort sich am westlichen Eingang ins Mühletäli befunden haben soll. Von diesem Gebäude war längst nichts mehr zu erkennen.

Weg über die Wartburghöfe

Die solothurnische Kantonsgrenze verläuft knapp beim Haus «Unterer Wartburghof» durch. Das führt dazu, dass dieses Hofgut auf solothurnischem Gebiet liegt und zu Starrkirch-Wil gehört, während der «Obere Hof» zur aargau-

ischen Gemeinde Oftringen zählt. Im Licht geschichtlicher Verhältnisse sind beide Höfe sehr alt. Nach dem Werk «Vorgeschichte der Stadt Olten» von Dr. Max von Arx besteht Gewissheit darüber, dass vor dem Felsdurchbruch in der Klos ein Weg durch das Wartburgtäli führte. Der Oltner Urgeschichtsforscher Theodor Schweizer vertritt in seiner bekannten Arbeit «Urgeschichtliche Funde in Olten und Umgebung» ebenfalls die Ansicht, dass ein «wichtiger und wahrscheinlich viel benützter Verkehrsweg» das Wigger- mit dem Aaretal verband. Diese Überlegung veranlasste ihn, in diesem Gebiet erfolgreich nach steinzeitlichen Überresten zu forschen.

Ein Naturschauspiel

Die Wartburghöfe mit ihren wackeren Bauersleuten stehen im Schutz der felsgekrönten Waldlehne des südlichen Engelberges. Ein steiler Pfad führt zur Höhe. Wer die jäh abfallende Felswand nicht scheut, begegnet dem Mispel- und Felsenbirnenstrauch, auf sonnenheissen Fluhplätzchen der dornenbewehrten Hauhechel und dem lieblichen Sonnenröschen, und wo die frevlerische Hand des Menschen nicht zugegriffen hat, neigt aus schmalen Felsrissen stets noch die «Fluhnelke» ihr niedliches Köpfchen dem Wanderer entgegen.

Wenn die Herbststürme aufkommen, ungestüm die Kronen der Mehlbeerbäume schütteln, ihre unterseits hellfilzigen Blätter unwirsch wenden, läuft ein weisses Silberband von unten her den Berg hinan. Das schauerlich-schöne Bild der Natur erinnert einen an Gottfried Kellers Waldlied, von dem wir hier einen Zweizeiler wiedergeben:

Einer wilden Meeresbrandung hat das schöne Spiel geglichen; Alles Laub war weisslich schimmernd nach Nordosten hingestrichen.

Das Wartburgtäli, inmitten eines vielfach interessanten Waldgürtels und historischer Stätten, darf füglich in den Kreis Ruhe und Frieden ausstrahlender Landschaften einbezogen werden.